



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Riegel, Herman: Die Fremdwörterseuche.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

wegung, in welche alle Elemente des sozialen Zusammenhanges geraten sind. Es ist aber keineswegs nötig, daß die Bewegung im Nihilismus ausgehe. Aber wenn gesagt wird, nur im moralischen Sinne solle die „Selbsthilfe“ gebraucht werden, so giebt man schon den Manchesteristen zu viel nach. „Selbsthilfe“ ist ein Nonsens, gleichviel ob man von ihr spricht im ökonomischen oder moralischen Sinne. Betont der Vater die Einkehr des einzelnen in sich selbst, die Rückkehr zu den sittlichen Grundsätzen der Alten, so ist dies wiederum eine Aufgabe der Erziehung, über die sich wohl kaum viele katholische Erzieher klar sind. Wird hier die Frauenfrage schärfer betont und würden den Frauen die Anschauungen der Alten über ihr Leben und ihre Aufgaben in ebenso gewinnender als eindringlicher Weise vorgeführt, so ist der herzliche Beifall von allen Seiten sicher. Denn in der That, „Hausfrauen, nicht Ausfrauen sind es, die das Haus bauen.“ Wenn ferner die Alten verlangten, daß „ein Mädchen um eine Feder über drei Zäune springe, weil viele Federn ein Bett geben,“ und der zeitgenössische Sozialpolitiker dies das „beste Mädchenturnen“ nennt, so liegt darin unendlich viel Wahrheit. Allein immer und immer wieder bleibt alledem gegenüber zu betonen: Das sind lange Wege. Der Zeitenlauf aber ist rasch und stürmend.  
(Schluß folgt.)



## Die Fremdwörterseuche.

Von Herman Riegel.



Als ich den Entschluß faßte, öffentlich aufzutreten gegen den Unfug, der in der deutschen Sprache heutzutage mehr denn je mit den Fremdwörtern getrieben wird, war ich mir der Unannehmlichkeiten, die damit verbunden sein würden, vollständig bewußt, aber dieselben konnten mich nicht verhindern, dem guten und edeln Zwecke zu dienen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß alle, welche bisher diesem Unfug zu steuern versucht haben, sich gefallen lassen mußten, lächerlich gemacht zu werden. Der Grund liegt darin, daß die nicht ganz seltne Tugend der Trägheit dem Angriffe auf eine bequeme Gewohnheit naturgemäß entgegenzuwirken sucht und, da nun hier aus Anlaß naheliegender Übertreibungen, sich ohne besondere Anstrengung leicht Witz machen lassen, so bedient sie sich dieses Mittels, um den Angreifer dem allgemeinen Spotte preiszugeben. Nichts ist billiger als dies. Aber ich kann diesen Spott nicht ernstlich nehmen und seine Bedeutung nicht achten. Er hat keine Widerstandskraft und muß vor dem Ernst der Sache doch verstummen, wenn er auch anfangs noch so sehr gelästert hat. „Krieg

führt der Witz auf ewig mit dem Schönen!" Dieses Dichterwortes darf man sich getrösten, denn der Kampf gegen jenen Unfug ist zugleich ein Kampf für die Schönheit unsrer Sprache selbst.

Eine andre Erwägung aber fällt viel schwerer ins Gewicht und läßt — wer könnte und wollte sich da täuschen! — von vornherein einen Erfolg zweifelhaft erscheinen. Es ist nicht zu leugnen, daß eine sehr große Gleichgiltigkeit gegen die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache fast allgemein herrscht. Ein Eintreten für diese Ziele ist also keineswegs einladend und ermutigend. Klüger, weltfluger möchte es jedenfalls sein, zu schweigen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Aber eine edle und bedeutende Sache hat das Recht, Mut und Entschlossenheit zu verlangen, und derjenige, der eine solche Sache in ihrem Adel und ihrer Größe erkannt hat, hat auch die Verpflichtung, für sie einzutreten. Er muß seine Schuldigkeit thun. Und da der Erfolg menschlicher Bestrebungen niemals in der Hand von deren Trägern liegt, so darf er auch hier ruhig den Erfolg jenen höhern Mächten, die ihn herbeiführen oder zurückhalten, anvertrauen. In diesem Sinne glaube ich nur eine unabweisliche Pflicht zu erfüllen. Ich will meiner Nation einen Dienst erweisen und will ihr einen Spiegel vorhalten, gleichviel, was daraus werden mag.

Jene allgemeine Gleichgiltigkeit ist allerdings auffällig genug, und wenn man sie mit andern verwandten Erscheinungen vergleicht, nicht eben leicht begreiflich. Denn die Sprache bildet fortwährend einen Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wie der wissenschaftlichen Forschung. Man macht allerlei Wörterbücher unsrer Sprache, erforscht sie in ihren Anfängen und Umbildungen und sucht die Gesetze ihres Baues und ihrer Wandlungen auf. Man schreibt Bücher über den Sprachgebrauch und die Sprachrichtigkeit, über die sprachlichen Unarten und Verstöße der Gegenwart, man ereifert sich über irgend ein neugebildetes Wort, man fördert tausend und eine Schrift über die Rechtschreibungsfrage ans Licht und zeigt sich höchst empfindlich gegen ungewohnte oder unbekannte Einzelheiten, die dem ältern Sprachgebrauch oder einzelnen Mundarten entlehnt sind. Alles das sind, abgesehen von Auswüchsen und Übertreibungen, an denen es nicht fehlt, im großen und ganzen lobenswerte, nützliche und selbst vortreffliche Bemühungen. Aber wer bemüht sich, die Sprache von den fremden Eindringlingen und Schmarozern, den beschämenden Zeugen jener Zeiten des tiefen Verfalls unsrer Nation, zu befreien? Und wie oft geschieht es, daß die Verfasser solcher sprachlichen Schriften, daß solche Tadler selbst viel ärgere und schlimmere Dinge begehen, als die sind, gegen welche sie zu Felde ziehen, indem sie die Sprache greulich entstellen und verquatschen. Der ungemainen und sehr reizbaren Empfindlichkeit gegen ein überflüssiges s, h oder e, gegen eine ungewöhnliche Formbildung oder einen nicht geläufigen mundartlichen Ausdruck steht eine Empfindungslosigkeit gegenüber in Bezug auf die Reinheit und Schönheit der Sprache, die kaum zu begreifen ist.

Schließlich ist sie aber doch zu begreifen. Alle jene Bemühungen und Bestrebungen sind auf das Formale und Äußerliche gerichtet, sie betonen das Schulgerechte und Logische: und darin liegt eine greisenhafte Gelehrsamkeit, der das gesunde und lebendige Gefühl für den echten Geist und die reine Schönheit der Sprache fast schon erstorben zu sein scheint. Sprecht und schreibt doch erst einmal deutsch, und dann seht zu, ob ihr so oder so richtiger sprecht und schreibt! Verliert über den steifbeinigen Schulmeistereien nicht das wahre Wesen der Sprache, ihren Adel und ihre Würde aus dem Auge! Seid keine Pedanten, wie euch Jacob Grimm nennen würde, der warnend sagte: „In der sprache aber heisst pedantisch, sich wie ein schulmeister auf die gelehrte, wie ein schulknabe auf die gelernte regel alles einbilden und vor lauter bäumen den wald nicht sehn.“\*)

Man bildet auch Vereine, errichtet Schulen und Bildungsanstalten, verwendet große Kosten und Mühen darauf, um den guten Geschmack auf dem Gebiete der Gewerbe zu heben und zu bessern. Auch das ist recht und löblich. Aber um den Geschmack im Gebrauche des edelsten und schönsten Schazes, den wir besitzen, unsrer Muttersprache, kümmert sich niemand. Auf ihre Anmut, Schönheit, Würde, Gesundheit und Natur wird mit einer Leichtfertigkeit und Gewaltigkeit losgestürmt, als ob sie ein eherner Fels wäre, während sie doch ein bewegliches und lebendiges Ding ist, das unter fortgesetzter Mißhandlung in seinem Wesen leiden, entarten oder zu Grunde gehen muß.

Aber so beklagenswert und entmutigend diese Gleichgiltigkeit auch ist, so hat sie mich an meinem Vorhaben nicht hindern können. Denn, wie gesagt, mich bestimmt nicht eine Täuschung über den Erfolg, sondern der innere Beruf. Dieser Stimme folge ich, ebenso unbekümmert um das, was mein Thun bewirkt oder nicht bewirkt, wie um das billige Vergnügen, das sich die Spötter machen. Mich soll das alles wenig anfechten. Die herzlichste Freude und größte Genugthuung würde es mir allerdings gewähren, wenn mein Wort nicht ganz in die Dornen fiele. Und wenn ich mich auch keiner Täuschung hingebe, so mag ich doch diese Hoffnung nicht gänzlich unterdrücken.

Von vornherein glaube ich mit allem Nachdruck hervorheben zu müssen, daß ich keine thörichte Übertreibung, keine leidenschaftliche Reinigungswut will. Eine moderne Sprache wird auch Ausdruck und Spiegel des großen internationalen Lebens der Völker sein müssen, und Wörter, die allen diesen Völkern gemeinsam sind, künstlich zu verdeutschern, wäre vielleicht nur ausnahmsweise angebracht. Ich eifre nicht blind gegen die Fremdwörter überhaupt, wohl aber mit Nachdruck gegen das Übermaß und die Geschmacklosigkeit in der Anwendung derselben, namentlich der französischen. Mein Grundsatz ist: Kein Fremd=

\*) Über das pedantische in d. d. sprache (Abh. d. Berl. Akad. 1847. Phil.-hist. Klasse. S. 188.

wort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Dieser naturgemäße, selbstverständliche und einfache Grundsatz wird fortwährend verleugnet und verletzt. Und doch bedarf es nur des guten Willens, um ihn zu befolgen, denn sachliche Schwierigkeiten bietet seine Befolgung gar nicht. Ich spreche aus Erfahrung. Denn in einer mehr als fünfundzwanzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit habe ich diesen Grundsatz zu befolgen gesucht und gefunden, daß der einzige Feind, der uns hierbei Schwierigkeiten bereitet, die Gewohnheit und Bequemlichkeit ist. Die Sprache selbst kommt uns immer entgegen, wenn wir sie nur richtig verstehen und fassen, sie bietet uns immer die Hand. Nur an uns liegt es, an der abscheulichen Gewohnheit, die einem heutzutage förmlich anezogen wird, und an dem natürlichen Beharrungstrieb, sich von dieser Gewohnheit nicht frei zu machen. Ihr müßt wollen, nur wollen, ernst und redlich wollen!

Mich hat jene Gewohnheit, die auch meine Jugend überreichlich umgab, schon früh herausgefordert. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß mein Vater, der eine gute Erziehung, aber keine gelehrte Bildung genossen hatte, mich, wenn er die Zeitung las, oft fragte: „Was heißt das nun wieder? Da hat der Mensch wieder den oder den Ausdruck gebraucht, den der Teufel verstehen mag.“ Und wie oft habe ich dann Fremdwörterbücher, lateinische, griechische, französische, englische und italienische Wörterbücher herbeigeschleppt, und manchesmal konnte ich doch nicht, trotz dieser Hebel und Schrauben, hinter die Bedeutung solchen verteuflten Ausdruckes kommen. Denn er war frisch aus dem Lappländischen, Malaiischen oder Hottentottischen entlehnt. In der Schule selbst herrschte unter uns die gute Sitte, die Jungen, die etwa einen fremden Ausdruck gebrauchten, wegen offenerer Biererei und affiger Vornehmthuerei zu verhöhnen. Und da auch ein vortrefflicher Lehrer der deutschen Literatur selbst bemüht war, seine Sprache rein zu halten und auch uns an sprachliche Reinheit zu gewöhnen, so kam eins zum andern, und ich habe damals schon auf der Schulbank diesem Schmarozkerpack Krieg und Feindschaft angekündigt. Die Kriegführung ist auch immer leicht, fröhlich und siegreich von statten gegangen, wenn ich aufmerksam und nachdrücklich blieb, aber bisweilen ließ doch die Spannkraft nach, und ich könnte jetzt leicht noch manches Wort hinauswerfen, das ich vor fünf, zehn und zwanzig Jahren noch ruhig drucken ließ. Aber ich will ja keine blinde Reinigungswut, sondern eine vernünftige, überlegte und allmähliche Besserung.

Diese Besserung aber haben wir, Gott sei's geklagt, dringend nötig. Und die Vorschläge, die ich in dieser Hinsicht machen möchte, sind mein eigentlicher Zweck. Nicht um eine allgemeine oder wissenschaftliche Darlegung an und für sich war es mir zu thun, sondern um die Heilung einer schweren Krankheit, die unsre Sprache befallen hat, also um eine große nationale Sache. Nur von diesem nationalen Standpunkte aus spreche ich, nur in diesem Sinne ist meine Arbeit aufzufassen und zu verstehen.

## 1. Der heutige Zustand.

Sollte ich den heutigen Zustand der Fremdwörterseuche umfassend und erschöpfend schildern, so müßte ich ein ganzes Buch schreiben, ein Buch, welches sicherlich höchst langweilig und widerwärtig und dazu auch wenig nützlich sein würde. Denn diese Plage umgiebt und durchdringt uns ja überall. Überall im täglichen Leben, in der Unterhaltung, im Geschäftsverkehr, in der Verwaltung, in Büchern und in Zeitungen begegnen uns die widerwärtigen Eindringlinge, die sie zeitigt, häufig in entsetzlicher Masse, immer wechselnd und stets sich erneuend. Man braucht nur um sich zu schauen und zu hören, und hat an jedem Finger duzende oder hunderte. Wer soll dieses Unkraut alles sammeln und ordnen! Nur nach einigen Richtungen hin möchte ich und muß ich ein paar Bemerkungen machen.

Zunächst will ich mittelst einiger Beispiele auf die beklagenswerte und zum Teil sehr gefährliche Verwälschung und Verfälschung der Sprache in Schriftwerken hinweisen, die zur eigentlichen Literatur gehören.

Wenn irgend jemand deutsch empfunden hat, so war es Melchior Meyr. Er hat deutsche Bauerngeschichten geschrieben, seine herrlichen „Erzählungen aus dem Ries.“ Aber selbst er mischt in seine Sprache entstellende Wörter, wie *respektabel*, *existiren*, *ignoriren*, *Refrain*, *Galanterie*, *alteriren*, *Plaisir*, *Repräsentant*, *Kontrast*, *kommod*, *geniren*, *expliziren*, *Skrupel* — lauter Ausdrücke, die sehr leicht hätten vermieden werden können und die nur der Macht der schlechten Gewohnheit ihre Stelle verdanken.

Denselben Grund nehme ich auch bei Paul Heyse an, der in einigen seiner Erzählungen ziemlich starke Dinge leistet. So findet man in der „*Leopatra*“ folgende Fremdwörter: *Cousin*, *Perron*, *Bolide*, *détestabel*, *Abbé*, *deperdiren*, *Portière*, *horribel*, *Loge des Portiers*, *respektabel*, *Flaneur* u. s. w. Auch die „*Tochter der Exzellenz*“ zeichnet sich ihrem Range gemäß aus durch: *Saloufien*, *Carriere*, *Cour*, *Gaudium*, *Trottoir*, *Equipage*, *Moment*, *Rekognoscirung*, *Atelier*, *Etage*, *elegant*, *Toilette*, *Rekonvalescenz*, *Chikane*, *patrouilliren*, *Metier*, *Korpulenz*, *Couvert*, *appelliren*, *kondoliren*, *indiscret* u. s. w. In andern Arbeiten, z. B. der unlängst veröffentlichten Erzählung „*Die Dichterin von Carcassonne*“ hat sich Paul Heyse einer erheblich größern Reinheit der Sprache befleißigt; umso empfindlicher aber berühren auch hier einige häßliche Bildlinge. So spricht er einmal mit Bezug auf die Verstoßung einer Rittersfrau von dem „*blutigen Verstoße gegen allen edlen Brauch und die heiligsten Gesetze der Courtoisie*“, ein andermal von „*allen Regungen der Courtoisie*“; dort hieße es besser, treffender und schöner „*ritterliche Sitte*“, hier „*Höflichkeit*.“ Statt „*Kollation*“ wäre wohl auch „*Bewirtung*“ oder „*Erfrischung*“ richtiger und anmutiger gewesen, und selbst statt des „*triumphirenden Lächelns*“ hätte es edler und klangvoller heißen „*siegesfrohes Lächeln*.“ Wenn man nur will, so geht

die Sache, und zwar geht sie wirklich recht leicht. Aber freilich, man muß wollen.

Einer der allerschlimmsten Fremdwörterwüßlinge war Emil Brachvogel, dessen „Harsenschule“ mich beinahe aus dem Theater getrieben hätte, vor Ekel, Scham und Zorn wegen der Durchsetzung der Sprache mit französischen abscheulichen Brocken. Man schlage das Stück auf, wo man will, überall sind sie da. Ich gebe nur ein paar Proben, die mir zufällig ins Auge fallen: Affront, Usancen, obscure Figur ohne Renommee, Metier, nonchalante Grundsätze à la Voltaire, Mansarde des Pigeonnier, installirt, Robe de Grammont, Betise, vis-à-vis, enunziert, enchantirt, Affemlee, diabolische Delice, Malice, dupirt, nobler Spion, infamer Spion, Gout, Faiseur, blamiren, Canaillerien und so fort ins Endlose. Das sind Ausdrücke und Massen von Ausdrücken, die sich nicht aus bloßer Gewohnheit und Bequemlichkeit erklären; sie gehen aus reiner Afferei hervor. Oder weiß jemand einen haltbareren Erklärungsgrund?

Neben Brachvogel muß ich Paul Lindau erwähnen. Was Lindau in seinen zahlreichen Aufsätzen, Schriften und Stücken gesündigt hat, ist den Göttern nicht unbekannt. Aber wie versteht dieser Zeus seine Blitze zu schleudern, wenn ihm irgend ein Tüpfelchen über irgend einem deutschen i mißfällt. In der „Gegenwart“ (1879, Nr. 40) schildert er auf das „abscheuliche Wort Jetztzeit,“ das der Verleger (!) von Löpers „Faust“ in der Ankündigung des Buches gebraucht habe und beruft sich auf Rudolf Hildebrand (Grimms Wörterbuch, IV.), „der mit Recht gegen diese »geschmackwidrigste Neubildung unsrer Gegenwart« wettert.“ Wäre ich der Verleger von Löpers „Faust,“ so würde ich mir erlauben, zu Lindau zu sagen: „Du Heuchler, zeuch am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest.“ Greifen wir einmal blind hinein in seine Werke! Da ist er schon, nicht der Balken, nein ein ganzer Wald von „geschmackwidrigsten“ Wörtern und Wortbildungen! Zuerst einen Blick in die „Harmlosen Briefe.“ Da haben wir: maliziös, imponiren, opponiren, geniren, perpetuirlich, Chance, feuilletonistisch, der designirte mysteriöse Thronkandidat, imminent — alles auf drei oder vier Seiten, und dazu noch eine Menge anderer gewöhnlicherer Wörter. Blättern wir weiter: „Der Erfolg“! Gleich auf der ersten Seite: „brillant, brillant!“ und die „brillant“ reißen nicht ab. Provokatorisch, brillant, adieu, brillant, Feuilletonwitz, Requisit, Rendez-vous, Cousin, obskur, impertinent, Dementi, plausibel, amüſant, amüſiren, expliziren, pikiren, intoniren, echauffiren, passiren, protestiren, calmiren, Pointe, sansfaçon, Bonvivant — genug, ich mag ihn nicht weiter durchstöbern, diesen „Erfolg.“ Also zur Abwechslung „Tante Therese“! Kompliziren, konstatiren, frappiren, ruiniren — da sind sie auch wieder, diese unvermeidlichen iren, die natürlich einer deutschen Dichtung zur besondern Zierde gereichen. Das muß wenigstens die Meinung des Dichters sein, denn sonst hätte er sie ja vermieden. Vielleicht bringt er nächstens, infolge einer erhabenen dichterischen Eingebung,

noch effiren und trinkiren auf, damit unser Essen und Trinken den höhern Schliff erhalte. Warum nicht? Der Italiener sagt ja trincare, der Franzose sagt trinquer: warum soll der Deutsche nicht trinquiren sagen? Seine Mittel erlauben ihm das, und es wäre ein so feines, zierliches, bezeichnendes Wort für kneipen, zechen und saufen. Doch ich vergesse die gute „Tante Therese.“ Also weiter: Arrangement, Etablissement, vis-à-vis de rien, Arrangeur, Misere, excuse, Causeuse, Portiere, Revenue, Niveau, charmant. Vorüber, ihr Schafe, vorüber! Ich habe genug von dieser Dichtersprache. „Sehtzeit“ scheint mir ein Muster von Geschmack gegen diese Geschmacklosigkeiten und Geschmackswidrigkeiten. Aber Lindau ist und bleibt der Splitter-Richter. In einer Besprechung von Fanny Lewalds „Vater und Sohn“ wirft er der Verfasserin allerlei verwunderliche Ungewöhnlichkeiten ihres Stiles vor und mußt selbst den Ausdruck „stattgehabten Wechsel“ und die Wendung „danach achte dich“ auf. \*) Gewiß sind das schlimme Dinge. Aber der Balken, der Balken!

Viele, viele Namen von Schriftstellern, die Romane, Erzählungen, Novellen, Schauspiele und andres in Prosa geschrieben haben und schreiben, ließen sich noch anführen. Aber es giebt schlimmeres. Selbst in die eigentliche Dichtung hat sich das Ungeziefer geschmackswidriger Fremdwörter auf eine erschreckende Art eingeschlichen. Leuthold, der wahrlich keiner von den kleinen war, entstellt seine Gedichte und Lieder oft mit Worten, wie risquiren, ordinär, arbiträr, Forts, pompgeschmückt, Monstredampfmaschine, elegant, honett, lamentiren u. s. w.

Auch Julius Wolff, der so schnell zu großem Rufe gelangte, ist nicht frei von dieser sehr unerfreulichen Gemengerei fremder Ausdrücke. Ganz besonders hat er es auf die Fremdwörter aus der Zeit unsrer alten höfischen Dichtung abgesehen, die, Gott sei Dank! doch meist veraltet und unverständlich geworden sind. So bringt er z. B. in seinem „Rattensänger von Hameln“ foresten, fayliren, kalopiren, floitiren, tromboniren, Fabliauz, Maledij, Plumiten, Maygollin, Tresur, Bringat, Galrey, Bliat, Siglat, Palmat zc. Viele, wohl die meisten dieser Wörter sind in den Fremdwörterbüchern nicht zu finden, auch in den französischen und italienischen Handwörterbüchern nicht. Der Leserkreis seiner Dichtung kennt sie nicht und kann auch ihre Bedeutung nicht leicht ermitteln. Über alledem aber sind sie entstellend und geschmacklos. Aber Wolff liebt auch die in unsrer Zeit gebräuchlichen Fremdwörter. Er erzählt von einem devoten Gruße, von complimentiren, Pike haben, präsidiren, revidiren, präludiren, von Kurs, Spalier, Guirlande, Amouren und Grazie. Und er leistet sogar folgende zwei Verse:

Gravitätisch präsentirend  
 Faßte der Trabant jetzt Posto.

Das Werk des Dichters ist die höchste und vornehmste Quelle zur Förderung der Sprache; aber kann durch ein solches Werk unsre Sprache gefördert werden?

\*) Gegenwart 1881, S. 171.

Wolff hat eine gewisse Herrschaft über Sprache, Ausdruck und Reim. Dichten ist ihm eine Art Spiel, und die Worte sprudeln ihm wie aus unererschöpflichem Quell hervor. Aber der Quell ist nicht rein; mit seinen Fremdwörtern, den alten wie den modernen, ist er auf einem breiten Irrwege. Ob er nur gar keine Empfindung hat, wie sehr dieselben sein Werk verunstalten und beflecken? Leibnitz sagt, daß „in einem sonst schönen deutschen Gedichte ein französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde.“

Noch ein Beispiel führe ich an. Die „Gegenwart“ widmete in ihrer Nummer vom 22. März 1879 den „Gedichten“ eines Herrn Wilhelm Tappert fünf Spalten, aber was bekam man unter den ausgewählten Proben zu lesen? Ich rede nicht von den dichterischen Gedanken, ich rede nur von der Sprache dieses deutschen Dichters. Massenhaft fanden sich da fremdländische Reimwörter. Auf Damen wurden Makamen und Reklamen gereimt, auf Bier Pläfir, Quartier, Manier, Passagier, Courier, auf Stiebel terrible, infallible und inexpressible, und zwar französisch geschrieben! Und so etwas nennt sich Gedichte, „deutsche“ Gedichte! „Ein bißchen französisch, das ist zu ämabel, sagt Schnabel, sagt Schnabel!“ Gassenhauer für die Tingeltangel und die Singhöllen können nicht ämabler sein.

Endlich noch ein Beispiel. Selbst das Buch der Bücher ist angesteckt. Vor mir liegt eine Übersetzung des neuen Testaments von Karl Weizsäcker in Tübingen, in der man eine Menge Fremdwörter findet, die doch nur mit Absicht gewählt sein können, da sie die guten deutschen Ausdrücke Luthers verdrängen. In der Apostelgeschichte sagt Weizsäcker statt Hauptmann des Tempels „Kommandant“ (IV, 2), statt Rat „Synedrium“ (V, 41), statt Schule „Synagoge“, statt befragten sich mit Stephano „disputirten“ (VI, 9), statt Fürst „Regent“ (VII, 10), statt den vornehmsten Männern der Stadt „Notabeln“ (XXV, 23), statt freundlich „human“ (XXVII, 3), statt Getreide „Proviant“ (XXVII, 38), statt Ruhr „Dysenterie“ (XXVIII, 8) und so fort. Glaubt Weizsäcker etwa auf solche Weise den Begründer der neuhochdeutschen Sprache verbessern zu können? Glaubt er auf solche Weise Hand anlegen zu dürfen an ein Buch, von dem jedes einzelne Wort fest im Volksbewußtsein wurzelt? Mir scheint solche Weise eine Verballhornung zu sein und solch ein Glaube eine Verirrung.

So steht es mit der eigentlichen Literatur, mit denjenigen Schriften, deren Sprache der Ausdruck des höhern geistigen Lebens der Nation ist. Kann man da irgend etwas erfreuliches von der Sprache des täglichen Lebens erwarten? Die Zeitungen arbeiten, fast ohne Ausnahme, Tag für Tag, morgens und abends, mit gräßlicher Beharrlichkeit auf die Verhunjung der deutschen Sprache hin! Aber sie thun es doch nur, weil die ganze Leserswelt von der Seuche befallen ist und den krankhaften Zustand garnicht merkt. Da ist kein Staat, kein Stand, der hier dem andern, keine Landschaft, keine Stadt, die der andern etwas vorzuwerfen hätte. Die ganze Nation kann an ihre Brust schlagen und sagen:

wir sind allzumal Sünder. Bedarf es der Beweise? Ich gebe einige, damit man nicht sagen könne, daß ich übertreibe. Ich habe eine stattliche Blumenlese gesammelt, aber ich muß mich auf einige Beispiele beschränken, denn den ganzen Strauß zu betrachten und zu beriechen wäre ermüdend und an dieser Stelle auch unnötig. Die duftende Auswahl, die ich biete, soll durcheinander gewunden Blüten aus den verschiedensten Gärten zeigen und nur darthun, daß überall daselbe Unkraut wuchert.

In Leipzig vermietet man „elegante Garçonlogis,“ wohnt vis-à-vis der Theaterpassage, sucht eine Wohnung „per“ Ostern oder „per“ sofort, fährt Sonntags nach Grimma und retour, zieht sich auch, wenn man genug Geld verdient hat, vom Geschäft retour. In Hamburg ist alles Etage; man hat den Ausdruck Wohnung, Stock, Geschos, Stockwerk daselbst vollständig verlernt: natürlich sagt man auch nicht Erdgeschoss, sondern Parterre-etage. Kellerwohnung ist zu gemein: man hat nur noch ein Souterrain.\*) Im Brühl'schen Garten zu Dresden liest man: „Entrée zum Restaurant des f. Belvedere — I. Etage,“ in dem benachbarten Charandt: „Hôtel zum Bad, Restaurant, Logis, Pension,“ unter sechs Wörtern nur zwei deutsche, in Potsdam am Bahnhof: „Restauration; Déjeuners und Dinners werden sofort servirt,“ am Bahnhof in Borsum: Table d'hôte à Couvert 2 M. In Köln kann man an der Ecke der Schiffbrücke ein Café Restaurant du grand Rheinsberg bewundern. In Goslar giebt man Abonnements-Konzerte im Beau jardin. In Salzburg ist irgendwo angeschrieben „Feuerlösch-Requisiten-Depositorium,“ als hätte man sich sieben Jahre gequält, um etwas recht abgeschmacktes zu Tage zu fördern. Die Berliner Stadtverwaltung läßt Realsublevationsbeiträge erheben. In Prag steht am Rathause folgende Inschrift: „Stadtbüreau und Gasinstallations-Etablissement der Gemeinde-Gasanstalt.“ Ich vermute, daß hier eine tschechische Verschwörung im Spiele war, um die deutsche Sprache vor den Augen einer Stadt, deren größerer Teil dem Deutschtum feindlich ist, herabzusetzen und zu schmähen. In Wien liest man im Rundbau der ehemaligen Weltausstellung: „Tour- und Retourfahrt 30. Kr.“ Der Gasthofsbesitzer F. Ulrich zu Tetschen an der Elbe, der sich Hôtelier nennt, empfiehlt „zu Festivitäten Couverts in gustiöser Form.“ Das „Büreau Germania“ in Dresden „plazirt Kommiss jeder Branche“; es sollte sich Quatschelia und nicht Germania nennen. In Hamburg hat man eine „Arkadenpassage“ und in Potsdam eine „Allee nach Sanssouci.“ In Eisenach gab es sogar „Kuhkäse aromatique,“ und in Berlin einen „Premierleutenant à la suite des Gardeducorps-Regiments“ — zehn Worte und nur ein deutsches!

\*) Ist in Leipzig genau so. Auf den vor einigen Wochen von der Behörde ausgegebenen Steuereinschätzungslisten war gefordert, man solle im ersten Fach angeben, ob man im Souterrain, im Parterre oder in der ersten, zweiten, dritten Etage wohne. Wiederholt haben wir an Leipziger Kellerfenstern schon gelesen: Schlafstelle im Suträng zu vermieten.

D. Red.

Wie lange ist's her? Etwa fünfundzwanzig Jahre, da kam das Portemonnaie auf; seitdem sagt kein Mensch mehr Geldtasche oder Geldbeutel. Früher hießen die offenen Kleider der Frauen ausgeschnitten, gegen 1860 wurde der Ausdruck dekolléirt aufgebracht, wobei ich immer an den geköpften Johannes den Täufer denken muß, den die Italiener S. Giovanni decollato nennen. Heute kennt kein Mensch von einigem Schliff mehr ein ausgeschnittenes Kleid; dekolléierte Toilette: das ist feines Deutsch. Vor zehn oder fünfzehn Jahren wurde in der Staatsverwaltung die Remedur erfunden; früher nannte man das Ding Abhilfe. Auch opportun und inopportun gehören hierher. Immer breiter macht sich die Affäre, alles ist Affäre. Säbelaffäre, Staatsaffäre, Börsenaffäre, Duellaffäre, Defraudationsaffäre, Skandalaffäre, Zeugniszwangaffäre, Mordaffäre; kein Mensch hat Lust, sich aus dieser langweiligen Affäre zu ziehen. „Die Resultate der Recherchen in der mysteriösen Affäre vom Gensdarmenmarkt“: das ist heutzutage feines Hochdeutsch. Sonst sagte man Landwirtschaftslehrling, jetzt nennt sich dieser schöne Herr Ökonomieeleve; dann wird er Volontär und Avantageur, und so geht's weiter. Mahl, Mittagmahl, Mittagessen, Mittagstisch, Mittagbrot, Festmahl, Festessen, Gastmahl, Schmaus und andre Ausdrücke hat die deutsche Sprache in ihrem Reichthum; aber der edle Deutsche verschmäht sie und sagt — Diner. Und dabei hält er noch denjenigen, der so armselige Ausdrücke wie Diner, Dejeuner, Souper seinerseits verschmäht, für „ungebildet.“ Früher gab es Festungsbauschreiber; jetzt führen die Herren den klingelnden Namen „Fortifikationssekretäre.“ Früher sagte man Festungsbau und Befestigung; seit dem 15. November 1877 ist an die Stelle dieser Wörter „Fortifikation“ getreten.

Hoch in der Mode ist jetzt enorm und brillant. In diese Ausdrücke werden hundert und tausend deutsche Begriffe eingeschachtelt, die eigentliche Bedeutung der beiden Wörter aber ist ganz abhanden gekommen. Alles ist enorm, auch was ganz der norma gemäß ist, und alles ist brillant, auch was garnicht glänzt. Namentlich brillant wird täglich beliebter; es wird selbst von den zierlichsten Damen „brilljant“ ausgesprochen und erscheint im Deutschen noch viel „unausstehlicher,“ als es Börne schon im Französischen fand. \*) Der Stiefel sitzt brillant, die Patti singt brillant, der Zug fährt brillant, der Kaffee schmeckt brillant; man schläft brillant, tanzt brillant, amüfirt sich brillant und hat sogar eine brillante Gesinnung. Man spricht von einer brillanten Zigarre, von brillantem Käse, einem brillanten Kauf, einem brillanten Vortrag und einem brillanten Rock. Man giebt einem brillanten Kerl von brillanter Gesundheit in seiner eignen brillanten Wohnung eine brillante Ohrfeige und glaubt eine brillante Geschichte ausgeführt zu haben.

\*) Gesammelte Schriften, III. S. 14 u. ff.

Die widerwärtige Gewohnheit der Kaufleute, mit fremden Ausdrücken sich zu spreizen, führt fort und fort zu neuen Erfindungen und Einführungen. Und doch haben sie schon mehr als übergenuß davon. Sie schreiben in ihre Läden prix fixes und Detailverkauf zu Engrospreisen, empfehlen ihre Comptoir-Utensilien in allen Qualitäten nach Preisfourant, kreditiren zwar, aber setzen lieber unter ihre Notas pour acquit, und ziehen prinzipiell per comptant vor. Auch die Gewerbetreibenden lieben es, ihre Waaren mit französischen und englischen Benennungen zu versehen. Die Marken der Kleiderstoffe, der Hüte, Lichter, Papiere, Briefdecken, Nadeln, Messer, Siegellacke und tausend ander Gegenstände sind französisch oder englisch. Man kauft Reisekoffer, die in Berlin gefertigt sind und auf denen New patent oder Water proof steht, man kauft Offenbacher Schreibmappen, in denen Taschen für Lettres à repondre, Enveloppes, Timbres de poste und dergleichen mehr sind. Selbst ein Haus wie A. W. Faber macht lieber Crayons als Bleistifte und stempelt seinen Reibegummi gar mit Improved artists' (so!) rubber. Und die gutmütigen Deutschen kaufen vergnüglich diese deutschen Gewerbszeugnisse mit dem nachgeächsten ausländischen Deckblatt. Sie freuen sich noch darüber! Man braucht nur die kaufmännischen Anzeigen und Anpreisungen einer größern Zeitung anzusehen oder in einem größern Geschäft sich umzuschauen, um dieser heillosen Wirtschafft ganz inne zu werden. Es tritt einem da ein vollständiger Mangel nationalen Selbstgefühls, ja selbst jenes glücklichen Selbstbewußtseins entgegen, welches von der Herstellung guter und redlicher Arbeit unzertrennlich ist. Der deutsche Gewerbetreibende macht und handelt Waaren, denen er das Zeichen der Lüge aufdrückt; er segelt im eignen Lande unter fremder Flagge. Das macht einen schönen Eindruck! Die fremden Nationen müssen eine große Achtung vor deutschen Waaren und eine hohe Meinung von dem nationalen Stolze der Deutschen im neuen Reiche bekommen!

So arbeiten Behörden und Verwaltungen, Handel- und Gewerbetreibende an der deutschen Sprache und deren Weiterbildung. Sie alle aber finden ihren starken und breiten Rückhalt in den Zeitungen, die der eigentliche und unerschöpfliche Hort der Sprachsudelei sind. Man kann kaum noch ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne daß man auf irgend eine neue haarsträubende Ungeheuerlichkeit stößt. Und wenn heute ein Blatt solch ein Ding in die Welt gesetzt hat, haben hundert andre Zeitungen es binnen acht Tagen nachgeschwätzt und nachgedruckt. Diese ebenso erfinderische wie gewissenlose Geschäftigkeit spottet aller Beschreibung; es ist ein wahrer Hexentanz. Alle Tage kann man irgend einen neuen Blödsinn lesen: heute Chanvineffe und Chinoiserie, morgen Goäter und gantiren; neulich stand sogar was von Extraretourbillet, Centrifugenmilch, fait accompli=Politik und Gaminerie drin. Journalistische Reminiscenzen (Neue Freie Presse) reichen auf Revanchegeleüste basirten Allianzen die Hand (Nordd. Allg. Ztg.). Das gewöhnliche Niveau der Courtoisie (Braunschw. Tageblatt)

steht würdig den in Vitrinen elegant placirten Objekten (Nürn. Kunst und Gewerbe) zur Seite. Eine intime Entente wird in Pourparlers, Communiqués und Entrefilets breit getreten und dementirt. Eben jetzt sind die Ungeheuer Funktionarismus und legiferiren, Dramolet und Portemenu aufgebracht worden: in sechs oder acht Monaten wird keine anständige Zeitung sie entbehren können, in zwölf Monaten wird als ungebildet verlästert werden, wer sie nicht kennt, und in zwei Jahren plappern sie die höhern Töchtern nach. Das ist Bereicherung der deutschen Sprache!

Im Arnimschen Prozesse wurde zuerst der Ausdruck gliffiren gebraucht. Heute gliffirts in allen großen und kleinen Blättern. Ungefähr ebenso alt mögen die Kunstwörter *Première* und *Reprise* für die erste Aufführung und Wiederholung eines Schauspiels sein. Als Ableger hat sich jüngsthin auch der *Premier* oder *Premier-Artikel* für *Leitartikel* gebildet. Nicht selten liest man sogar *leader* für *Leiter*. *Gesamtgastspiel* gilt den Zeitungen für zu gewöhnlich — ordinär sagen sie selbst —, man schreibt *Ensemblegastspiel*. In Berlin haben sie sogar ein *Central-Ammoncenbureau* eingerichtet — etablirt. Freilich die Verfasser dieser Zeitungen nennen sich selbst ja *Journalisten*, *Redakteure*, *Chefredakteure*, *Reporter* und dergleichen mehr.

Wer möchte alle die Ausgeburten solchen schwindelhaften Treibens aufzählen! Ich unterlasse es, auch auf einzelne Zeitungen und einzelne Fälle besonders hinzuweisen, da fast jedes beliebige Zeitungsblatt den Beweis für die Verwilderung der deutschen Sprache liefern kann.

Es läßt sich vielleicht manches zur Entschuldigung der Zeitungsschreiber anführen. Die Hast des Schreibens für ein Blatt, das jeden Tag, ja täglich zwei- oder dreimal erscheint, gestattet oft keine Überlegung; es wird darauf los geschrieben, wie die Tinte aus der Feder fließt. Und leichter mag's ja sein, ohne viel Nachdenken zu sprechen und zu schreiben, was über die Zunge und in die Feder läuft, als auf seine Sprache anständig und schicklich zu halten. Dies setzt Erziehung, Bildung und Willen voraus, während jenes auch bei ungezogenem Sichgehenlassen möglich ist.

Auch einiges andre ließe sich noch sagen. Schon Leibnitz meinte, daß manche Personen „oftmahls in solcher Eil schreiben, wegen überhäuffter Geschäfte, daß sie kaum einmahl wiederlesen können, was sie geschrieben, und froh sind, wenn sie ihre häufig andringende und sonst verschwindende Gedanken in aller Eil dem Papier zu verwahren geben; daß nun solche es bei dem übel-eingerissenen Gebrauch lassen, und die ihnen zuerst vorkommenden Worth ergreifen, darumb sind sie nicht zu verdenken; denn ja oftmahls die frembde uns geläufftig, und die teutsche frembd worden.“ Solche Entschuldigung wird gewiß jeder billigerweise gelten lassen, wenn die Dinge sich wirklich so verhalten. Auch bei Kant sähen wir eine ganze Reihe fremder und zum Teil gewiß recht unglücklicher Ausdrücke lieber nicht, aber gerne wird man sich

vor dem großen Weisen beugen und aus Achtung vor seinem gewaltigen Geiste solche Ausdrücke übersehen. Man übersieht sie von selbst, wenn man recht auf den Inhalt seiner Schriften achtet. Wir geben es ja auch ohne weiteres zu, daß unter den Verfessigern der Zeitungen sich mancher befinden mag, der froh ist, wenn er nur seine „häufig andringenden“ und sonst ihm wieder entfallenden Gedanken in aller Eile zu Papier gebracht hat. Auch wir sind froh, daß uns diese kostbaren Gedanken wenigstens mitgeteilt werden und sehen wegen der paar fremden Ausdrücke, die dabei gebraucht wurden, nachsichtig durch die Finger. Aber nicht jeder Tagesblättler ist ein zweiter Kant. Oft und täglich wird einem eine sprachliche Sudelköcherei vorgesetzt, in der man selbst beim sorgsamsten Durchsehen, Zerlegen, Kosten und Verspeisen keine Spur von Gedanken entdeckt. Aber gerade die Sudelköche spicken ihre inhaltlose Kost über und über mit allerlei fremden Brocken, daß es einem graust, und sie gerade behaupten, sich nicht anders ausdrücken zu können und sich gerade so höchst vollkommen, höchst vortrefflich und schön auszudrücken. Einige meinen auch, die fremden Wörter ließen sich schlechterdings nicht vermeiden, da die Leute die betreffenden deutschen Wörter ja nicht verstehen würden. Natürlich, wenn ihr alle Tage zehnmal Diner, Courtoisie und Atelier drucken laßt, wer soll am Ende noch Mahl, Höflichkeit und Werkstatt verstehen? Zwingt doch durch euren Vorgang und euer Beispiel die Leute, daß sie sich auch an verlassene und verlorene Glieder ihrer Muttersprache wieder gewöhnen. Das wäre ein würdiges Beginnen.

Andre wieder glauben offenbar, daß ein Übermaß von Pfeffer und Senf ihren wässrigen Brei zu einem kräftigen und schmackhaften Gericht mache. Auf diese Geister paßt wiederum, was Leibniz schreibt: „Sagen sie, daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Teutsch gefunden, so ihre herrliche Gedanken auszudrücken guth genugsam gewesen; so geben sie wahrlich mehr die Armuth ihrer vermeinten Beredsamkeit, als die Vortreflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen.“ \*) Das ist es. Es handelt sich viel weniger um Hast und Eile, als um Armut und Ungeschick im deutschen Ausdruck. Die Tagesblättler haben für ihre Mischsprache in der That keine Entschuldigung. Sie haben zur Feder gegriffen, ehe sie deutsch schreiben konnten, und thun nun, als ob sie Herren und Meister der Sprache wären. Mancher glaubts ihnen, schmact das Rauderwälsch nach, einer steckt den andern an, und so verdirbt die Sprache mehr und mehr. Die Zeitungsschreiber sind es, die hier täglich eine schwere Verantwortung auf ihr Gewissen laden. Aber sie spüren sie nicht, denn sie wissen nicht, was sie thun. So hat die übelste Angewöhnung sie verderbt, daß sie nicht einmal mehr merken, was für schmutziges und stinkendes Wasser sie über ihre Mühle gießen. Sie nehmen es noch übel, wenn einer einmal sagt, daß es nicht rein sei und nicht wohl rieche.

\*) Leibnizens Ermahnung an die Teutsche u. s. w. S. 17.  
Grenzboten IV. 1882.

Ich wünschte, daß sie mir das, was ich hier sage, recht übel nehmen möchten, damit sie ihren Zorn und Ärger in ihren Blättern über mich ausschütteten, und ein Wehe, Steinige und Kreuzige nach dem andern über mich austießen. So würden doch ihre Leser endlich etwas von der Sache merken, und dann müßten sie anfangen sich zu bessern. Zu bessern? Sollte es wirklich möglich sein? Mein Glaube ist schwach. Denn seit mehr als zwei Jahrhunderten hat man es ihnen vorgehalten, und sie haben sich nicht gebessert. Schon Gottsched rief verzweifelt aus: „Wer will der Barbarey unsrer Publicisten ein Ziel stecken?“ Wenn sie — meint er — nur erst einmal anfangen, nur ein wenig guten Willen bethätigten, „so würde man sich gar bald auch aller übrigen ausländischen Brocken entschütten können und den zulänglichen Reichthum unserer Sprache zur Genüge gewahr werden. Aber wer will der Barbarey unsrer Publicisten ein Ziel stecken?“\*) Und lange vor Gottsched schon war die Sache gerade so. Schon 1644 wurde in dem zu Straßburg erschienenen „Teutschen Sprach-Ehren-Kranz“ (S. 337) geklagt, daß die „Zeitungs-Schreiber ungezwungen und ungetrungen die teutsche Sprach muthwilliger weiß verderben“ mit so viel Französisch, Italienisch und Spanisch, daß „solche Zeitung kein Teutscher verstehen kan.“ Es ist so, den Zeitungs-schreibern und Tageblättlern kommt seit drittehalb Jahrhunderten der Löwen-anteil am Verderb der Sprache zu.

Das Bild, welches ich in den bisher gegebenen Ausführungen von der deutschen Sprache, wie sie heutzutage so vielfach gesprochen und geschrieben wird, zu zeichnen suchte, ist wahrlich schlimm genug. Die Frage ergiebt sich von selbst: Ist diese also durchsetzte und durchflickte Sprache überhaupt noch deutsch zu nennen? Schlecht genug steht sie dem neuen deutschen Reiche zu Gesichte. Kein Einwand, kein Vorwand, keine Entschuldigung kann diesen jämmerlichen Unfug beschönigen, der umso jämmerlicher ist, als es so leicht wäre, ihn zu vermeiden. Man muß ihn nur vermeiden wollen, und er ist vermieden.

Aber eben weil sie bloß ein Gegenstand des guten Willens ist, ist die Sache so entehrend für uns. Schämt man sich denn nicht vor dem Auslande? Zum Glück kennt man im Auslande unsre Sprache oft nur aus den höchsten Dichterwerken, und man ist dann voll von Bewunderung für sie. Wie ich denn selbst zu Florenz Zeuge einer Unterhaltung war, die damit endigte, daß einer der Teilnehmer erklärte: *La lingua tedesca è la più ricca e bella che c'è.* Aber nicht jeder Ausländer ist dieser Ansicht, daß die deutsche Sprache die reichste und schönste sei, die es giebt; und so sehr mich diese Anerkennung erfreut und mit gerechtem Stolge erfüllt hatte, so war ich innerlich doch aufs tiefste beschämt, sobald ich an jene Wortmengerei dachte, unter der unsre Sprache

\*) Teutsche Sprachkunst u. s. w. S. 197.

leidet. Da kam sie mir vor wie die ärmste und häßlichste von allen. Dies ist denn auch die Ansicht derjenigen Ausländer, die das Deutsche nur aus Zeitungen, aus dem Handelsverkehr und ähnlichen Quellen kennen. Was sollen sie von einer „deutschen“ Sprache denken, deren drittes Wort sie in ihrem deutschen Wörterbuche nicht finden? Sie verspotten uns ohne Rücksicht und um so rücksichtsloser, je öfter und lebhafter sie irgendwo und wie die deutsche Sprache haben rühmen und preisen hören. Von Engländern muß man sich sagen lassen, unsre Sprache sei kaum noch deutsch, von den Franzosen muß man hören, wie sie spotten, daß wir nun zwar ein deutsches Reich hätten, daß aber die arme selige deutsche Sprache doch voll sei von französischen Wörtern, die sie nicht entbehren könne, daß so die großartige Überlegenheit des französischen Volkes glänzend zum Ausdruck käme. Den jungen deutschen Mädchen sogar werden in den Erziehungsanstalten zu Genf und Lausanne von ihren ausländischen Genossinnen die deutschen Zeitungen höhnisch unter die Nase gehalten mit der herausfordernden Frage, ob das die gerühmte deutsche Sprache sei? So weit ist es gekommen. Selbst in den Schriften des Auslandes, namentlich in denen der Franzosen, kommt dieser Hohn bereits zum Ausdruck, bald schärfer, bald milder, je nach den Umständen. Ich führe eines der mildesten Beispiele an, eine Stelle aus einem Aufsatze von G. Balbert über den ersten Band der „Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen“ in der Revue des deux mondes (1879, März). Von dem Deutsch, das der König schrieb, sagt der Verfasser: „Das ist eine Art von lustigem Sprachemischmasch (makaronischem Kauderwälsch — jargon macaronique), dessen Ausschreitungen das Zartgefühl und den Vaterlandssinn aller Sprachfreunde jenseit des Rheins (soll wohl heißen des Wasgenwaldes) empören müssen. Man begegnet da fast in jeder Zeile sehr bezeichnenden französischen Wörtern, abenteuerlich zurecht gestutzt mit einer deutschen Endung, die sie noch bezeichnender macht, wie z. B. inquietiren, embarrasiren, soupçoniren, menagiren, cajoliren, contrecarriren, dissimuliren, Casaque tourniren, attrapiren, amusiren, abimiren. Friedrich empfahl seinem Staatsminister, Heinrich von Podewils, »sonder Bruit zu verfahren und den geringsten Eclat« zu machen u. s. w. Man darf also nicht an den Briefwechsel des großen Friedrich die jungen Leute weisen, welche ihren Stil reinigen und sich in der Sprache Lessings und Goethes ausbilden wollen.“ Sehr richtig. Aber leider fällt es uns garnicht ein, unsern Stil reinigen zu wollen, und die jungen Leute, welche ihre Sprache rein halten wollen, finden an uns kein Vorbild. Wir machen uns zwar selber heute über das Deutsch Friedrichs des Großen weidlich lustig, und mit Recht, denn es ist, trotz seiner klaren Satzbildung, eine Musterleistung klassischen Kauderwälsches. Aber schreiben wir denn, den heutigen Verhältnissen gegenüber, besser, reiner und schöner als er? Nein, mancher ist heutzutage noch toller in seinem jargon macaronique als der königliche Schriftsteller mit dem langen Zopfe.

(Fortsetzung folgt.)